

ZUG *Kultur*

OKTOBER 2016

Ansichten
Den Wandel zwei
Jahre lang begleitet



Perspektiven
Bühnenkunst von und
für junge Leute



Silvana Iannetta spürt Bruchlinien der Stadtentwicklung nach: Auf der Titelseite geht der Blick ins neue Zug am nördlichen Stadtrand, hier in die entgegengesetzte Richtung.



Zwei Jahre lang haben 16 Künstler in einem Blog die Stadt Zug beobachtet. Und sich einer Frage gewidmet: Gibt es ein wahres Zug?

TEXT: FALCO MEYER, BILDER: SILVANA IANETTA/FORUMJUNGEKUNST.CH

Die Suche nach dem wahren Ich

«Die Frage lautet: Ist Zug eine Stadt – oder bloss eine Ansammlung von Gebäuden?» Das sagt Lars Kordetzky, sitzt dabei in der Bar du Bœuf am Zuger Kolinplatz, die letzte Septembersonne scheint, rundherum ist das übliche Chaos angesagt: Der Verkehr ächzt durch die Neugasse und schwappt die Ägeristrasse hinauf, Schulkinder kommen von der Badi, es ist Mittwochnachmittag. Hier wirkt die Frage nicht sehr berechtigt. «Klar, hier in der Altstadt gibt es diese Kleinteiligkeit», sagt Kordetzky, «die schafft einen kleinstädtischen Raum. Aber das sind ja nur diese Gassen hier, und dann ein bisschen die Bahnhofstrasse entlang, wo Geschäfte zum städtischen Gefühl beitragen.»

Die Stadt unter die Lupe genommen

Und was kommt dann? Das ist eben die Frage. Und um sie zu beantworten, hat der Architekt mit dem «forum junge kunst» den Blog «Ansichten von Zug» ins Leben gerufen. Seit zwei Jahren beschäftigen sich darin Künstler im Zweimonatsrhythmus damit, sich diese Stadt genauer unter die Lupe zu nehmen. «Ich habe dabei nur die Anfangsfrage gestellt», sagt Kordetzky. «Wie die Künstler an die Arbeit gegang

gen sind, blieb ihnen selber überlassen.» Blieb, denn das Projekt ist nun bald abgeschlossen. Mit Zsuzsanna Gahse ist dieser Tage die letzte Autorin auf Beobachtungsposten, dann ist genug geschaut.

Also Zeit für eine Übersicht. Aber warum überhaupt diese Selbstschau? Warum braucht Zug

«Lebt man hier, kann einem der Wandel nicht entgehen.»

Lars Kordetzky, Initiant «forum junge kunst»

Beobachtung? Kordetzky ist Urzuger, zumindest im Vergleich mit 19 000 Pendlern und einer ganzen Reihe kurzfristiger ausländischer Bewohner. Kordetzky ist hier aufgewachsen. Heimat? Bestimmt nicht. «Mit dem Begriff kann ich wenig anfangen», sagt er. «Aber Zug ist nun mal der Ort, an dem ich mich aufhalte. Und wenn

man hier lebt, kann einem der Wandel nicht entgehen, der die Stadt ergriffen hat.»

Der Wandel sei in den letzten fünf Jahren spürbar geworden. «Wenn mal hier ein Gebäude abgerissen wird und mal da eines gebaut, so wie in allen Städten dieser Welt, dann ist das nicht aussergewöhnlich. Aber hier in Zug wurde so viel gebaut in den letzten Jahren, es hat sich so viel verändert, dass ich gefunden habe: Es braucht neue Ansätze, um diese Veränderung zu beobachten.»

Der 24-Stunden-Film und die Soundkulisse

Und solche Ansätze haben die Künstler in seinem Blog zuhauf erfunden. Da ist Michelle Ettl, die sich für 24 Stunden in die Stadt zurückgetraut hat, von der sie nach der Matura geflohen ist. Und diesen Tag mit Fotografien, Filmen und Gesprächen dokumentiert hat. Es ist eine kühle Stadt, die sie zeigt, mit eingemummten Joggern, an einem frühen Märzorgen am See. Ein Schwimmer kommt ihr vor die Linse und eine alte Dame, die sich am Seeufer stehend vor und zurück wiegt. Die abendliche Leere in der Grafenau und die seelische Leere an der Baarerstrasse. Die Menschenfülle am Bahnhof. ☺

Michelle Ettlins Blogbeitrag ist in sich selber ein Film, setzt eine düstere Stimmung und lässt einen darin zurück. «Das ist ein wunderbarer Ansatz», sagt Kordetzky, «diese 24 Stunden haben eine schöne Begrenzung. So zeigt Ettlin ein ganz anderes Zug.»

Gibt es denn ein wahres Zug? Eines, das sich zwischen all diesen Ansichten verbirgt. Wie der fabelhafte Elefant, der von Blinden abgetastet wird, und sich je nach ergriffenem Körperteil wie eine Säule anfühlt, wie ein Seil oder wie ein grosses Blatt? Damit hat sich die Künstlerin Isabelle Marrel beschäftigt. Marrel wohnt in Baar und arbeitet in Zug, als Lehrerin für Bildnerisches Gestalten an der Kantonsschule. Und daneben als Künstlerin. «Letzteres aber leider nicht mehr so viel, wie ich gerne möchte», sagt Marrel und lacht. Für ihren Blogbeitrag hat sie sich mehrere Mittwochmorgen an den Zuger Bahnhof gestellt und auf Pendler gewartet. «Es war nicht so einfach, sich einen auszusuchen»,

«Das macht etwas mit einer Stadt, wenn der Anteil der Pendler immer grösser wird.»

Isabelle Marrel, Künstlerin und Lehrerin

sagt Marrel. Die Züge werfen so viele Pendler aus, spucken mit Menschen nach Bürogebäuden. «Wen nehme ich mir vor? Und spreche ich ihn oder sie an?», so die Baarer Lehrerin. «Der Pendler ist gestresst», sagt sie. Gestresst und überrascht, überhaupt angesprochen zu werden. Wenn es geklappt hat, hat sich Marrel an die Pendler gehängt und mit ihnen den Arbeitsweg abgesprochen und über Zug gesprochen. «Die Gespräche habe ich eins zu eins aufgeschrieben – einfach ohne meinen Anteil.»

«Ist schön. Der See. Die Steuern.»

Es sind hastige Gesprächsfetzen, man liest das Schritttempo, die Pendlerhypnose, die Gehirne müssen sich nach dem Zugabteil erst wieder aufstarten. Und was dann kommt, ist eine Ladung Klischee: Zug? Kenn ich gar nicht. Ist schön. Der See. Die Steuern. Die architektonische Hässlichkeit, wenn man von Zürich herkommt. «Klar, da sind viele Klischees gekommen», sagt Marrel. «Die Pendler nehmen Zug ganz anders wahr als die Menschen, die hier wohnen.» Und da gebe es eine grosse Diskrepanz. «Sehen Sie mal: Wenn man nach Bern kommt, hat man sofort ein Gefühl für die Stadt. In Zürich, in Luzern ebenfalls. Wenn man nach Zug kommt, ist da nichts. Kein Stadtgefühl. Wieso nicht? Und was ist das wahre Zug, das unter diesen Klischees liegt?»

Fehlplanung oder Blick in die Zukunft: Im Feldpark endet die Strasse abrupt an den Gleisen der alten Zugschleife.



Die gesellschaftliche Zusammensetzung sei aus dem Gleichgewicht gekippt, sagt Marrel. «Das macht etwas mit einer Stadt, wenn der Anteil der Pendler immer grösser wird. Diese Leute kommen hierher und bringen ihre eigenen Ansichten mit – mit denen der Einwohner gibt es fast keine Schnittstellen.» Die Pendlergespräche blieben aber nicht immer bei den Klischees hängen. Einige hätten sie auch überrascht. Wenn Sätze gekommen sind wie: «Zug ist im Prinzip keine Stadt, es ist mehr ein Dorf, das überrennt wurde vom Kapital.» Oder dann die Betrachtungen eines österreichischen Geschäftsmannes: «Sagen wir es mal so: Aufgrund der äusseren Umstände, die auf die Stadt Zug wirken, hat sie sich eigentlich noch wacker gehalten. Ja, jetzt ist dann langsam fertig – wenn ich mir die Bauerei so anschau. Schauen wir mal da in Richtung Baar, da ist ein Betonklotz an den anderen gebaut. Solange es noch immer wunderbar nach vorne geht, ist das alles toll. Dann werden die auch vermietet. Irgendwann, wenn die Säge aber mal klemmt, dann werden solche Gegenden ganz schnell zu dem, was wir schon erlebt haben.»

Für Marrel ist genau das der Grund für das veränderte Gesellschaftsgefühl. «Ich wohne in Baar und arbeite in Zug, aber fühle mich eher als Zugerin denn als Baarerin. Nur: Das fühlt sich anders an als früher.» Die vielen Pendler aus Zürich und Luzern bleiben nicht spurlos – auch wenn sie vor allem Anonymität zum Stadtgefühl beitragen.

Sich beklagen über Zug – eine Mode?

Das ist nur einer der Blicke, die der Blog auf die Stadt wirft. Warum beschäftigten sich Zuger eigentlich so gerne mit ihrer Stadt? Sogar einer von Marrels Pendlern bemerkt: Es ist Mode geworden, sich über Zug zu beklagen. Kordetzky sieht das anders: «Ich glaube nicht, dass das hier anders ist als anderswo. Aber der Wandel ist nun mal bemerkbar.»

Und dieser Wandel ist auch bemerkbar für komplett Aussenstehende: Die Berner Künstlerin Silvana Iannetta etwa nimmt sich die Stadt mit gnadenloser Genauigkeit vor. Sie wandert durch die Geschäftsquartiere und zeigt minutiös und gut recherchiert das Versagen von städtischer Planung gegenüber der unternehmerischen Lust am Gewinn auf. Der Unterton dabei ist kritisch, aber so gut fundiert, dass man der Bernerin das nicht übel nehmen kann. Iannetta bringt einen Reichtum an Betrachtungen auf, und gleichzeitig eine Fülle an Geschichten – etwa die von «St. Europe», der Vision einer Millionenstadt in der Lorzenebene, erdacht 1865 von einem Herrn Leinbacher. Die Stadt sollte dem vom städtischen Trubel in Paris und Rom ermüdeten Kapitalisten einen Rückzugsort bieten, sollte «zum Wallfahrtsort und zur Zuflucht für Grossstädter werde[n], die vor dortiger Schuldenlast fliehen», schreibt Iannetta. Wunderbar.

Im Blick nach hinten: Einsilbige Schilder

Aber auch Einheimische werfen scharfe Blicke. Der Wandel in der Stadt Zug wird zum Beispiel

Grün trotz Beton: Eine der letzten Brachen jenseits der «Siedlungsgrenze» im Westen des Zuger Bahnhofs.



im Blogbeitrag des Ex-Zuger-Schriftstellers Andreas Grosz gut sichtbar. Er hat alte Fotos aus den 70er-Jahren ausgegraben. Fotos, die er damals als 15-Jähriger selber geschossen hat. Darauf: ein ganz anderes Zug. Eines, in dem die Ladenschilder einsilbig waren. Milch. Dahinter: eine Molkerei. Was das ist? Weiss ich auch nicht. Zu spät geboren. In die Vergangenheit geht auch der junge Zuger Sound-Künstler Cyril Lim. Er hat sich seine Mikrofone geschnappt und den Stadtsound einzufangen versucht – um ihn dann mit Geschichten aus der Vergangenheit zu koppeln: über das Wachstum des Lärms, vom Stadtschreier bis zum ersten Automobil. Wie klingt eine Stadt? Und wie muss sie gebaut sein, damit sie besser klingt? «Das sind auch wichtige Fragen», sagt Kordetzky, «die Lim da aufwirft. Sollten die klanglichen Qualitäten einer Stadt nicht auch beim Städtebau eine Rolle spielen?»

Damit sind wir wieder bei der Anfangsfrage: Ist Zug eine Stadt oder nicht? Für Kordetzky ist die Antwort nicht so einfach. «In gewissen Teilen gibt es ein städtisches Gefühl», sagt er. Aber im

Zentrum, beim Bahnhof, ist die Stadt nur am Tag eine. «Am Abend ist weder im Landis & Gyr-Areal irgendwas los, noch in der Grafenau, noch im Metalli oder an der Baarerstrasse.» Am Abend sind das nur noch leere Areale. «Mich als Architekt interessiert das natürlich. Damit Zug tatsächlich zu einer Stadt werden könnte, müssten alle diese Gebiete neue städtische Knoten aufweisen, kleine Zentren mit urbanen Angeboten.» Das sei aber nicht der Fall.

Prozess des Bewusstmachens

Und weshalb ist gerade ein Kunstblog die richtige Form, um diesen Zustand zu dokumentieren? «Weil die Ansätze sehr verschieden sein können», erklärt Kordetzky. «Die Kunst kann verschiedene Aspekte hervorheben und so bewusst machen. Es ist ein Bewusstmachungsprozess.» Und jetzt ist er fürs Erste fertig – oder zumindest der Blog dazu. «Das ist ja das Schöne am Internet», sagt Kordetzky und lacht, «jetzt ist alles da, und man kann es auch in Zukunft betrachten.»

➔ blog.forumjungkunst.ch